

BEATE RYGIERT

# Die Eroberung des Himmels



# Inhalt

Cover

Über dieses Buch

Über die Autorin

Titel

ERSTER TEIL: Die Überwindung der Schwerkraft

Erstes Kapitel

Zweites Kapitel

Drittes Kapitel

Viertes Kapitel

Fünftes Kapitel

Sechstes Kapitel

Siebttes Kapitel

Achtes Kapitel

ZWEITER TEIL: Das Gesetz der Bewegung

Neuntes Kapitel

Zehntes Kapitel

Elftes Kapitel

Zwölftes Kapitel

Dreizehntes Kapitel

Vierzehntes Kapitel

Fünfzehntes Kapitel

Sechzehntes Kapitel

Siebzehntes Kapitel

Achtzehntes Kapitel

Neunzehntes Kapitel

Zwanzigstes Kapitel

DRITTER TEIL: Die Eroberung des Himmels

Einundzwanzigstes Kapitel

Zweiundzwanzigstes Kapitel

Dreiundzwanzigstes Kapitel

Vierundzwanzigstes Kapitel

Fünfundzwanzigstes Kapitel  
Sechszwanzigstes Kapitel  
Siebenundzwanzigstes Kapitel  
Achtundzwanzigstes Kapitel  
Neunundzwanzigstes Kapitel  
Dreißigstes Kapitel  
Einunddreißigstes Kapitel

Impressum

# Über dieses Buch

Als Caroline erfährt, dass ihre totgeglaubte Mutter noch lebt, ist sie tief erschüttert: Nicht nur, dass ihr Vater sie jahrelang belogen hat – warum hat ihre Mutter nie nach ihr gesucht? Nachdem dann auch noch ihre Gärtnerei bei einem Unwetter zerstört wird, bricht sie endgültig alle Brücken hinter sich ab und begibt sich auf eine Reise ins Unbekannte, um ihre Mutter zu suchen.

Auch Gregors Welt gerät ins Wanken, als er die Urne mit der Asche seines Patenonkels erbt. Gregor, der eigentlich nichts für Sentimentalitäten übrig hat, soll seinem Patenonkel einen letzten Wunsch erfüllen und dessen Asche dem Meer übergeben. Nach anfänglichem Zögern schmeißt er alles hin und macht sich auf den Weg.

Auf der Reise durch Frankreich, Spanien und Portugal begegnen sich Caroline und Gregor immer wieder. Und so unterschiedlich sie sind, haben sie doch eine große Gemeinsamkeit: die Suche nach ihrer Vergangenheit, der Wahrheit und Antworten auf die wichtigen Fragen im Leben.

Ein Roadtrip mit zwei bemerkenswerten Menschen und eine Liebesgeschichte, die eigentlich gar keine werden soll.

# Über die Autorin

Beate Rygiert wurde in Tübingen geboren und wuchs im Nordschwarzwald auf. Mit zwölf schrieb sie in ihr Tagebuch: »Eigentlich möchte ich Schriftstellerin werden!« Diesen Traum verwirklichte sie nach dem Studium der Musik- und Theaterwissenschaft und der italienischen Literatur in München und Florenz und nach einigen Jahren als Operndramaturgin an verschiedenen deutschen Bühnen. Ihre Romane erobern die Bestsellerlisten und werden in zahlreiche Sprachen übersetzt. Heute lebt sie mit ihrem Mann im Schwarzwald, in Andalusien und immer wieder in Frankreich.

BEATE RYGIERT

*Die Eroberung  
des  
Himmels*



# **ERSTER TEIL**

Die Überwindung der Schwerkraft

# ERSTES KAPITEL



*... in dem Caroline eine Postkarte erhält und dreimal rot sieht*

Sechszwanzig Jahre war meine Mutter tot. Dann schrieb sie eine Postkarte.

»Wie geht es Dir? Was macht die Kleine? Über Pfingsten bin ich in Deutschland. Vielleicht schau ich mal vorbei. A.«

Auf der Vorderseite eine felsige Küstenlandschaft mit viel stürmischem Himmel darüber. Eine französische Briefmarke.

Ich stehe mitten in meinem Gewächshaus, die Etiketten der Firma kleben noch auf den Glasscheiben, es ist ein blitzblanker Morgen im März, die Sonne fingert sich hartnäckig durch die Wedel der *Dicksonia brasiliensis*, deren schneckenförmige Triebe ich gerade mit Wasser und Nährlösung besprüht habe, überall der hellgrüne Widerschein meiner Pflanzenwelt, in der ich es mir all die mutterlosen Jahre prächtig eingerichtet habe, all die Jahre, in denen mein Vater mir erzählte, sie sei gestorben, gleich nach meiner Geburt, und das mit einem solchen Weh in der Stimme und Schmerz in den Augen, dass ich nur ganz selten gewagt habe, nach dieser Mutter zu fragen, – sie ist tot und mehr gibt es nicht zu erzählen, sagte mein Vater. Jetzt steht er dort zwischen meinen Farnen, mit eingezogenen Schultern und hängendem Kopf, zu feige, um mir in die Augen zu sehen, ein Lügner, mehr nicht.

Und ihn habe ich einmal so bewundert.



Nein, das kann nicht wahr sein, das ist ein Scherz, wenn auch kein besonders guter, das ist unmöglich, so schnell steht eine tote Mutter nicht auf aus ihrem Grab. Überhaupt, fällt mir ein: Dieses Grab, an das er mich führte, als ich doch einmal nach ihr fragte, der verschlungene Namenszug auf grauem Stein, darüber ein Engel mit Palmzweig, AN-GE-LA, entzifferte ich damals. Ich war sechs Jahre alt und gerade dabei, die Welt der Buchstaben zu erobern. »Angela«, sagte mein Vater, von dem ich damals noch nicht wusste, dass er ein Lügner ist, »das heißt Engel.« Ich betrachtete die Figur auf dem Stein genau, von da an hatte meine Mutter ein Gesicht.

Aber es ist kein Scherz. Mein Vater, der Lügner, findet endlich seine Stimme wieder, redet und fuchtelte mit den Händen, der Schweiß läuft ihm von der Stirn, und das liegt nicht allein am tropischen Klima, das meine Farne zum Leben und Wachsen brauchen. Er redet und redet, und keines seiner Worte dringt in mein Bewusstsein, ich sehe seine ängstlich huschenden Augen, seine fahrigen Bewegungen, betrachte ihn wie einen Fremden und stelle fest: Er ist alt geworden, das Haar farblos und dünn, die Züge schlaff. Sebastian Nadler, denke ich, Professor der Anthropologie, spezialisiert auf Totenkulte, Schwarm aller Studentinnen, Star jedes Symposiums, internationale Koryphäe in Sachen Grablegung, strahlender Held von Kyros und Nephtalos – im Grunde bist du nichts anderes als ein Versager. Und wie er so immer weiterredet, von einem Bein auf das andere tritt und wortreich versucht zu erklären, was nicht zu erklären ist, nicht in Hunderten von Jahren, denke ich: Auch du wirst dich eines Tages hinlegen und sterben, und dann werden wir dich in ein Grab legen – aber glaube bloß nicht, dass ich kommen werde, wie ich heimlich an das Grab mit dem Engel gelaufen bin, eine frische Blume in der Hand, später kleine Pflanzen, die ich einbuddelte und dann rasch davonlief, als hätte ich kein Recht, das zu tun. Dass ich tatsächlich kein Recht dazu

hatte, das sehe ich nun klar und deutlich ein. »Wer zum Teufel war diese Angela in dem Grab?«, unterbreche ich ihn mitten in seinem Redestrom.

»Welches Grab?«, fragt da mein Vater, der Lügner. Ja. Er sagt wirklich: »Welches Grab?« Er kann sich tatsächlich nicht erinnern.

»Geh nach Hause«, sage ich. »Erzähl deine Lügen anderswo. Vielleicht finden deine Studentinnen sie ja irgendwie charmant.«

Später sitze ich in meinem grünen Lieferwagen und kämpfe mich durch den Verkehr in Richtung Innenstadt. Ich fluche und schimpfe und haue mit der Faust auf die Hupe, da sich vor mir wieder einmal die Autos ineinander verknäulen und keiner dieser elenden Blechbüchsenfahrer bereit ist, auch nur einen Millimeter nachzugeben, stur auf seinem Vorrecht besteht, bis sie schließlich aussteigen, die feinen Herren, ihre Anzugsjacken ausziehen, ordentlich auf den Beifahrersitz legen, die makellos weißen Hemdsärmel in aller Ruhe hochkrempeln, um sich eine Minute später die Nasen blutig zu schlagen. Alle anderen glotzen neugierig hinter ihren Scheiben hervor, da fühle ich, wie etwas in mir platzt, ganz still und leise, etwas, das über Jahre gewachsen ist, und ich steige ebenfalls aus, erwische einen der Kampfhähne am Arm und wirble ihn herum, mische mich ein, was ich in meinem ganzen Leben noch nie getan habe, bin auch noch nie so geschickt einem Haken ausgewichen, habe niemals, ich schwöre es, selbst mit der Faust zugeschlagen, und in der Millisekunde, bevor meine Rechte dieses fremde, erstaunte Gesicht trifft, verwandelt es sich in das Gesicht meines Vaters. Aber da kassiere ich selbst einen Schlag, der mich in die Realität zurückbringt, Mensch, tut das weh. Caroline, sag ich mir, du prügelst dich hier auf der Straße mit völlig fremden Menschen, doch es gibt kein Zurück mehr, und kurz darauf sitze ich auf der

Polizeiwache, gemeinsam mit den beiden feinen Herren, und blute aus der Nase.

»Das müssen Sie sich mal vorstellen«, sage ich dem Wachtmeister. »Sechszwanzig Jahre lang ist Ihre Mutter tot. Und dann schreibt sie Ihnen eine Postkarte.«

In seinem Gesicht kann ich lesen wie in einem Buch: Entweder ich schick sie in die Psychiatrie und hab eine Menge Scherereien, denkt er, oder ich lass sie laufen. Aus dem Nachbarraum klingt die Radioübertragung eines Fußballspiels. Er seufzt und schickt mich nach Hause.

Aber ich gehe nicht nach Hause. Ich wasche mir auf der Toilette des Reviers das Gesicht. »Alles halb so wild«, sage ich zu meinem Spiegelbild. »Alles halb so wild. Du hast eine Mutter, was ist daran so schlimm? Jetzt setzt du dich in deinen Wagen und fährst zu dieser Werbeagentur. Schließlich hast du ein Geschäft.«

Es ist mein erster großer Auftrag. Drei Fuhren Farne für eine Präsentation. Nicht verkauft, sondern vermietet. Vor zwei Wochen kam ein Mann in mein Gewächshaus, sah sich alles an und machte mir diesen Vorschlag.

»Schreiben Sie uns ein Angebot«, sagte er. »Was es kostet, Ihre Pflanzen für drei Tage zu mieten. Sie bringen sie, stellen sie auf, holen sie wieder ab.«

»Wie viele Pflanzen sollen es denn sein?«, frage ich.

Er macht mit dem Arm eine vage Bewegung.

»Alle. Und vielleicht noch ein paar mehr. Können Sie noch mehr auftreiben?«

Klar konnte ich. Viel schwieriger war es, das Angebot zu schreiben. Zwei volle Abende schwitzte ich darüber. Dreimal schrieb ich es neu, und als ich es endlich abschickte, hatte ich das Gefühl, zu teuer zu sein und den Auftrag zu verlieren. Als das Angebot schon am nächsten Morgen unterschrieben und bestätigt durch mein Faxgerät

lief, war ich mir sicher, ich hatte es doch zu niedrig kalkuliert.

Vollends überzeugt davon war ich, als ich die erste Ladung Farne an den Ort des Geschehens brachte. *Die Basilika* stand auf der rauchfarbenen Visitenkarte, die mir Arndt Godenflo, Artdirector, in die Hand gedrückt hatte. Und das war nicht gelogen, als ich die Farne anlieferte, fand ich mich vor einer veritablen Kirche. Innen allerdings war alles anders: Dort, wo einst die Gläubigen in stiller Andacht die Hand in das Weihwasserbecken tauchten und sich nach dem Gesangbuch umsahen, befindet sich heute ein Empfangsbereich mit Theken aus Edelstahl und Marmor. Zwei Mädchen, die auch auf einem Laufsteg eine gute Figur machen würden, lächeln dem Besucher entgegen. Dahinter öffnet sich der Blick in ein gewaltiges Kirchenschiff. Purpurrote und ultramarinblaue Glasfenster bündeln hoch oben das Licht und lenken es auf einen Fußboden aus cremefarbenem Travertin. In den Seitenschiffen schweben gläserne Kästen wie Aquarien, darin tummeln sich bunte Menschen. Dort, wo früher einmal der Altar stand, befindet sich der größte Flachbildschirm, den ich je in meinem Leben gesehen habe, dahinter im Chor eine Wand aus Monitoren, auf denen Bilder rhythmisch wechseln, Symmetrien bilden, sich zu einem einzigen, riesigen Bild zusammenfügen, um dann wieder auseinanderzufallen in Wogen und Wellen.

»Willkommen in der Basilika von ›Schmidt-Hoss & Beer‹«, begrüßt mich Arndt Godenflo. »Haben Sie die Farne dabei?«

Vor drei Tagen also verwandelte ich dieses Kirchenschiff in eine grüne Oase. Ein ganzes Heer hilfreicher Geister errichtete unter meiner Anleitung Podeste, die ich so arrangierte und bepflanzte, dass man die Aufbauten darunter nicht mehr erkennen konnte. An Stahlseilen

befestigte ich große Arrangements, die von der Decke herabgelassen wurden, sodass es am Ende aussah, als sei über Nacht ein Urwald in die Kirche hereingewuchert und hätte sich dieses riesigen Raumes bemächtigt.

»Achten Sie unbedingt auf das Raumklima«, schärfte ich Arndt Godenflo ein und erklärte ihm die Handhabung der vier Luftbefeuchter. »Und die richtige Temperatur. Sonst lassen die alle morgen schon die Wedel hängen.«

Was es genau mit der Präsentation auf sich hatte, habe ich nicht herausbekommen. Ich sah eine Weile zu, wie eine theatertaugliche Beleuchtungsanlage installiert wurde und hatte eine Idee. Und aus diesem Grund fahre ich jetzt schon zur Basilika, und nicht, wie vereinbart, erst heute Abend: Heimlich, still und leise werde ich von der Empore aus ein paar Fotos machen, und bevor ich eine abschlägige Antwort erhielt, fragte ich lieber gar nicht erst um Erlaubnis, mich bekommt ohnehin niemand zu sehen, denn hinter der Sakristei entdeckte ich eine Treppe, die seitlich hinauf zur Empore führt ...

Auf die Idee, eine Werbeagentur in einer Kirche zu betreiben, muss man erst einmal kommen, denke ich, als die Fassade vor mir auftaucht. Heute blinkt es im Hof nur so von edlen Karossen. Keine Chance für meinen Lieferwagen. Ich umkreise die Kirche, finde schließlich einen passenden Parkplatz. Dann biege ich den Rückspiegel zurecht und starre in mein Gesicht. Unter der Nase blüht eine leichte Schwellung auf.

Du hast eine Mutter, sage ich stumm zu meinem Spiegelbild, all die Jahre hattest du eine Mutter und wusstest es nicht. Eine wilde Freude wirbelt in mir auf, reißt an meinen Innereien, lässt sich dann direkt unter meiner Kehle nieder und verwandelt sich in einen stechenden Schmerz. Ich presse die Augen zusammen, sehe die Brandung an einer felsigen Steilküste, darüber in ausladender Schrift: »Wie geht es Dir, was macht die Kleine ...«

Angela. All die Jahre hat sie sich nicht für mich interessiert. Was ist von einer solchen Mutter zu erwarten?

Die digitale Kamera in der Hosentasche, schleiche ich mich in das Allerheiligste der Werbewelt ein, durch den Lieferanteneingang in die Sakristei, höre wummernde Discomusik, Lachen und Stimmengewirr. Davon haben Organisten früherer Generationen wohl kaum geträumt auf ihrem Weg die Wendeltreppe hoch zur Orgel. Oben ducke ich mich rasch hinter eine Säule, denn dort, dem Altarraum genau gegenüber, steht ein Mann, aufrecht und ernst, und betrachtet die Szene unten im Kirchenschiff in der Haltung eines Kapitäns, der auf der Brücke seine Mannschaft überwacht. Ganz still steht er da, dann gibt er sich einen Ruck und verschwindet.

Ich spähe hinunter, gleite in der Deckung der Säulen voran auf der Pirsch nach dem besten Blickwinkel, komme mir vor wie James Bond beim Eindringen in die Höhle des Bösewichts, bis mir klar wird, dass meine Kamera diesem Kirchenschiff in seiner Tiefe und Weite bei der spärlichen Beleuchtung nicht gewachsen ist. Auf dem Screen jedenfalls ist nicht mehr zu erkennen als eine grün gefleckte Schwärze.

Enttäuscht stecke ich sie in die Tasche meiner Jeans und lehne mich gegen einen viereckigen Kasten, von denen hier vier herumstehen. Zu sehen ist tatsächlich nicht viel. Rauchschwaden steigen zwischen den grünen Inseln auf, Mädchen mit so etwas wie Kleidern aus Farnwedeln balancieren neongrüne Getränke auf Tablett, der Flachbildschirm zeigt Bilder von einer Getränkedose und punkig gekleideten Kindern, die in verdrehten Posen aus diesen Dosen zu trinken versuchen. Irgendwie beschleicht mich ein ungutes Gefühl, eine Vorahnung, ich nehme die Witterung auf, ja, da stimmt etwas nicht, die Luft hier oben ist trocken, viel zu trocken, wie es wohl meinen Farnen da

unten geht? Um besser sehen zu können, lehne ich mich vor und erkenne die Gestalt von Arndt Godenflo, der etwas abseits mit dem Mann spricht, der eben genau an dieser Stelle hier stand. Er nickt, eilt weiter und gibt ein paar Zeichen. Und dann bricht der Teufel los, die Discorhythmen verdichten sich zu einem Song, ein Mann wirbelt durch die Pflanzen, springt auf eine besonders prächtige Dicksonia und beginnt zu singen, ein ziemlich dämliches Lied, »Gib dir den Dschungel, dschungla, dschungla« oder so ähnlich, aber ich höre schon nicht mehr richtig hin, will zur Treppe rennen und stoße mir böse die Schienbeine an. Und erkenne, woran ich mich gelehnt habe, was nutzlos hier oben auf der Empore herumsteht. Es sind die Luftbefeuchter, die ich mit viel Mühe und für teures Geld ausgeliehen, eigenhändig eingestellt und diesem Idioten von einem Artdirector erklärt habe, und da unten stehen meine Farne wer weiß wie lange schon in einem absolut schädlichen Klima, eingeräuchert und misshandelt.

Zum zweiten Mal an diesem Tag sehe ich rot. Ich stürze die Treppen hinunter, bin schon mitten im Getümmel, hab nur eines im Auge: meine Pflanzen zu retten, denn wenn ich mich auf etwas verlassen kann in diesem Leben, das zeigt dieser Tag wie kein anderer, dann sind es meine Farne, Mondraute, Adlerfarn, Engelsüß und Hahnenkamm, und ich werde nicht zulassen, dass diese Verrückten sie umbringen, auf ihnen herumturnen, ihre Kippen an ihren Rhizomen ausdrücken, sich auf die Triebe setzen, was kann ich dafür, dass in dieser Veranstaltung die Bestuhlung fehlt, aber ich komme zu spät, der Schaden ist enorm, eingerollte und vertrocknete Spitzen, geknickte, ja, sogar abgerissene Zweige, Glasscherben zwischen neonfarbener Limonade in den Wurzelstöcken, und dieser Idiot trampelt auf der Dicksonia herum, als wäre sie Unkraut. Sie versuchen mich von ihm wegzuzerren, aber ich wehre mich, meine Farne

können sich nicht wehren, aber ich schon, das bekommt er zu spüren, dieser verdammte Kerl, Artdirector, was?! Aber es werden immer mehr, eine Tür schließt sich hinter mir, und ich sitze in der Sakristei.

Wie aus dem Boden gewachsen steht er dort. Der Mann von der Empore.

Und wer ist das?

Angriff ist die beste Verteidigung. Sagt man.

»Arndt«, sagt der Kerl mit einer Stimme, so ruhig, so unbeteiligt, als sei ich gar nicht da. »Sei doch so nett und bring die Dame in mein Büro.«

Und ist auch schon weg.

»Wer das ist?«, sagt Arndt Godenflo feierlich, als hätte der Papst persönlich vorbeigeschaut. Er reicht mir ein Taschentuch. Erst da merke ich, aus meiner Nase läuft schon wieder Blut.

»Das ist Gregor Beer.«

Als sei damit alles gesagt.

Diese Art von Wichtigtuern – ich kann sie nun mal nicht leiden. Papst Gregor hat sich doch tatsächlich sein Büro hoch oben im Kirchturm eingerichtet, ein quadratischer Raum mit Panoramafenstern in alle vier Himmelsrichtungen, das Gebälk freigelegt und über allem eine riesige Glocke – ein Raum, der beeindrucken, ja, einschüchtern soll, auch mich fast beeindruckt hätte, wäre ich nicht so zornig, und als diese kühlen Augen mich neugierig taxieren, da packt mich der blanke Hass. Ein Wort gibt das andere, und dann wedelt er mit diesem Scheck herum, glaubt tatsächlich, mit Geld die Sache aus der Welt schaffen zu können, ganz wie mein Vater all die Jahre, verreist an Weihnachten, Ostern und natürlich an meinem Geburtstag, irgendwo in Kleinasien oder Nordafrika oder sonstwo beschäftigt, eine Grabstätte auszubuddeln mit irgendwelchen attraktiven



Doktorandinnen, und alles, was ihm einfiel, um mich zu trösten, waren Schecks mit astronomischen Summen. So wie dieser hier, den er mir entgegenhält, dieser Gregor Beer, »Verdient haben Sie es nicht«, erdreistet er sich auch noch zu sagen, »nachdem Sie fast unsere Präsentation ruiniert haben«, mit dieser Stimme, so kalt und ruhig, »hier, nehmen Sie diesen Scheck. Kaufen Sie sich was Schönes!« Hat er das gesagt oder hab ich es geträumt? Und vielleicht ist es genau dieser Satz, der meine Sicherungen durchbrennen lässt, kauf dir was Schönes, als hätte er sich mit meinem Vater, dem Lügner, abgesprochen, der genau diesen Satz auch immer sagte, »Kauf dir was Schönes, Kleine«, als könnte das den Schaden ersetzen, den Schmerz stillen, und dann tue ich etwas, was ich vorher noch nie, aber an diesem Tag schon zweimal getan habe: Ich balle die Faust und fahre mit ihr nach vorn, noch während dieser Bewegung weiß ich, dass es ein Fehler ist, weiß, dass das vor mir nicht das Gesicht meines Vaters ist, weiß aber auch ganz genau, dass ich niemals in das Gesicht meines Vaters schlagen könnte, sei er nun ein Lügner oder nicht, aber in dieses schmale, arrogante und doch so verdammt attraktive Gesicht kann ich meine Faust platzieren, und das tue ich dann auch, direkt auf die Nase, es gibt ein trockenes Knacken, und da ist es auch vorbei mit seinem Hochmut: Papst Gregor klappt zusammen und geht zu Boden.

»Bist du nicht hungrig?«, fragt mich mein Vater, der Lügner, am nächsten Tag.

Ich stochere im Thunfisch-Carpaccio. Diese Art von Restaurants, in die mich Sebastian so gern einlädt – im Grunde kann ich sie nicht ausstehen. Ich habe es ihm nie gesagt, schließlich weiß ich, er will mir damit etwas Gutes tun, mir, die als Gärtnerin von jeher an ein kleines Gehalt gewöhnt ist und sich solche Ausgaben nicht leisten kann.

Nein, Professor Sebastian Nadler würde nie auf den Gedanken gekommen, dass ich das »Orfani« liebend gerne gegen ein ganz normales Lokal tauschen würde, gegen eine Pizzeria oder ein nettes Bistro, wo ich so hingehen kann, wie ich von der Arbeit komme, ohne mich nochmals umzuziehen, Schuhe zu tragen, in denen ich mich nicht wohlfühle, Kleider, die nicht zu mir passen, um dann vor irgendwelchen neumodischen Tellerkreationen zu sitzen. Meinem Vater zuliebe habe ich all die Jahre dieses Spiel mitgespielt, denn ich weiß, wie gerne er sich mit mir zeigt, wie stolz er auf mich ist und wie viel Freude es ihm macht, den Gönner zu spielen. Aber all das ist jetzt vorbei. Nein, ich bin nicht mehr bereit, ihm auch nur irgendwie entgegenzukommen. Ja, ich trage meine ältesten Jeans und ein T-Shirt, auf dem die Spuren von Blumenerde nicht zu übersehen sind, und das mit voller Absicht. Mein Vater, der Lügner, kann froh sein, dass ich überhaupt gekommen bin!

»Wie läuft das Geschäft?«, fragt er.

»Bestens«, antworte ich und verziehe das Gesicht.

Mein Gewächshaus gleicht einer Krankenstation, die Hälfte der Farne habe ich gleich entsorgen können, acht seltene Exemplare sind nicht mehr zu retten, aber das Geschäft läuft hervorragend, ich kann nicht klagen.

Und meinem ersten großen Kunden, dem hab ich die Nase eingeschlagen.

Denke ich an den gestrigen Tag, und ich denke ständig daran, läuft es mir heiß und kalt den Rücken hinunter. Niemals, noch nie in meinem Leben habe ich um mich geschlagen! Und gestern gleich zwei Mal. Erst als es dunkel wurde, hab ich mich wieder in die Nähe der Basilika getraut, wo sie die Pflanzen einfach auf den Hof geworfen hatten! Bis in die Nacht hinein dauerte die Bergung. Der reinste Albtraum. Als ich weit nach Mitternacht im Gewächshaus Bestandsaufnahme machte, hab ich geheult wie seit Omis Beerdigung nicht mehr.

Fred hat mir das alles vorausgesagt. »Mit Farnen ist kein Geschäft zu machen«, waren seine Worte, als ich mich nicht nur von ihm trennte, sondern auch meine Kündigung einreichte. Sieben Jahre im Botanischen Institut. Von ihm hab ich alles gelernt, was man über Farne wissen kann. Fünf Jahre waren wir ein Paar, ich, die kleine Gärtnerin und er, der Leiter der Abteilung Farne, zwanzig Jahre älter als ich und tödlich verletzt, als ich ihm den Laufpass gab. Für ihn war ich eine Verräterin. »Das hätte ich nicht von dir gedacht«, hat er damals gesagt, »dass ausgerechnet du mein Wissen einmal so missbrauchen würdest, nun, du wirst schon sehen, wohin das führt, Farne sind viel zu empfindlich für Büros und Wohnzimmer, das weiß keine so gut wie du, du wirst sie ruinieren, aber das kann dir ja egal sein, nicht wahr, Hauptsache die Kasse klingelt, ich hatte dich anders eingeschätzt, aber so kann man sich täuschen.«

Vielleicht, denke ich zähneknirschend, während mein Vater den Wein zurückgehen lässt, weil er angeblich nach Korken schmeckt, – Gott, wie mich dieses Getue nervt –, vielleicht hat Fred Recht? Vielleicht sitze ich jetzt auf einem Berg von Schulden, das Gewächshaus gehört schließlich zur Hälfte der Bank, vielleicht sind die Farne tatsächlich ein Flop?

Nein, so schnell gebe ich mich nicht geschlagen. Ich bin wie diese Farne, und wenn die auch empfindlich scheinen, so gibt es doch keine zäheren Pflanzen auf der Welt. Seit Jahrmillionen sind sie da, haben Äonen kommen und gehen sehen und die Dinosaurier überlebt, Farne werden die Erde bevölkern und mit ihren Wedeln beschatten, selbst wenn sich eines Tages die Menschheit selbst ausrotten wird, Farne gab es schon immer und wird es immer geben, so lange da noch ein Tröpfchen Wasser ist, um die Sporen zum Keimen zu bringen und die Vermehrung zu vollziehen, ein Farn braucht nichts und niemanden auf der Welt, er ist sich selbst genug, und mir wird der Vorfall von gestern eine

Lehre sein, so etwas wird mir nie wieder passieren, in Zukunft muss ich eben Vorkehrungen treffen ...

»Schmeckt der Thunfisch nicht?«

Ich schiebe den Teller entschieden von mir und sehe auf, meinem Vater, dem Lügner, direkt in die Augen. Ich kann sehen, wie er erschrickt. Und ohne, dass ich es will, sehe ich wieder diesen Kerl vor mir, wie er mir den Scheck hinhält, und die Wut flammt erneut in mir auf. Genau wie mein Vater, ich habe sie niemals eingelöst, diese Schecks, nicht einmal das ist ihm je aufgefallen, und wenn ich ihm das früher auch alles verzeihen habe, weil ich ihn liebte wie keinen anderen Menschen auf dieser Welt, so verzeihe ich ihm von gestern an nichts mehr, sein Kredit ist aufgebraucht, wer seine Tochter dermaßen anlügt, ihr ganzes Leben lang, der ist es nicht wert, dass man noch eine Sekunde lang Geduld mit ihm hat.

»Was ist nun mit meiner Mutter?«, sage ich. »Sag mir die Wahrheit. Falls du weißt, was das ist.«

Niemals hätte ich geglaubt, dass es so weh tun kann, die Wahrheit zu hören. Immer habe ich mich als Kind einer großen Liebe betrachtet, einer unglücklichen, weil zu früh auseinandergerissenen Liebe, aber immerhin einer großen. Schließlich hat Sebastian nie wieder geheiratet. Dass er noch nie verheiratet war, das habe ich, wie offensichtlich so vieles, nicht gewusst.

»Sie war die Freundin meines besten Freundes«, sagt Sebastian, als würde das irgendetwas erklären. »Ich war vierundzwanzig. Mitten im Studium.«

»Und du hattest eine Affaire mit der Freundin deines besten Freundes?!«

»Keine Affaire. Mein Gott, Caroline, wir waren jung. Außerdem ..., sie und Tim ..., sie machte sowieso bald Schluss mit ihm, du weißt doch, wie das ist in diesem Alter. Es war nach einer Fete.«

Nein, denke ich erbittert, ich habe keine Ahnung, wie das ist. Vor Fred hatte ich zwei kurze Freundschaften, nicht erwähnenswert.

»Wir hatten zu viel getrunken. Vielleicht auch zu viel gekifft, keine Ahnung. Angela hat mich den ganzen Abend provoziert. Das hat sie gern gemacht. Sie hatte eine spitze Zunge. Eigentlich konnte ich sie nicht leiden. Aber sie war eine attraktive Frau. An diesem Abend ..., ich weiß auch nicht, wie das kam ... Tatsache ist ... es ist eben passiert.«

Sebastian betrachtet seine Hände. Seine Finger zerkrümeln ein frisch gebackenes Baguettebrötchen.

»Das war alles. Ein einziges Mal. Und das Blödsinnigste daran ist, ich kann mich nicht einmal daran erinnern.«

»Und sie?«, frage ich weiter.

»Was und sie?«

»Na Angela, wie ... hat sie dann reagiert ... ich meine, danach.«

Mein Vater, der Lügner, vermeidet es, mir in die Augen zu sehen, und sucht nach Worten.

»Keine Ahnung«, sagt er schließlich. »Ich bin ihr aus dem Weg gegangen. Ein paar Mal hat sie noch angerufen, glaube ich. Ich fand Nachrichten in meiner WG von ihr. Dass ich mich melden sollte. Aber ich habe mich nicht gemeldet. Ja, ich war feige, ich gebe es zu. Bis sie dann eines Tages vor der Tür stand. Sie sei schwanger. Und zwar von mir. Sie hat gesagt, sie will kein Kind, aber für eine Abtreibung sei es zu spät. Sie habe es einfach nicht gemerkt.«

Wie kann man das nicht merken, denke ich, wie kann man nicht merken, dass man schwanger ist, das gibt es doch nicht.

»Wir haben dann lange dagesessen«, sagt Sebastian. »Ich habe gesagt, dass ich dafür geradestehen werde, natürlich werde ich das. Ich hab gefragt, ob sie erwartet, dass wir heiraten, aber sie hat mich nur ausgelacht. Es war schrecklich, Caroline, ich kann dir gar nicht sagen, wie

furchtbar das war. Zu allem, was ich vorschlug, hat sie nur gelacht, und dann stellte sie alles Mögliche an, um das Kind zu verlieren, machte die Nächte durch, experimentierte mit Drogen, verschwand für Wochen, und ich, ich musste bei allem, was ich tat, an das Kind denken, an dich, Caroline, es war ja schließlich auch mein Kind, und da wurde mir klar, dass ich es haben wollte, ich wollte dich großziehen, allein, diese Frau war ja völlig durchgeknallt, wie gesagt: Ich konnte nicht mit ihr und sie nicht mit mir, und schließlich haben wir eine Abmachung getroffen.«

Mein Vater stockt. Was einmal sein Brötchen war, liegt jetzt in verschiedenen großen, zementartigen Kügelchen auf dem Tischtuch.

»Was für eine Abmachung?«, höre ich mich fragen.

»Eine Vereinbarung. Sie hört auf, Amok zu laufen, bringt das Kind zur Welt und lässt es mir. Dann verschwindet sie. Für immer, verstehst du. Und kommt nie wieder. So haben wir es dann gemacht. Sie war tot, das war Teil unserer Abmachung. Ja, schau mich nicht so an, das war ihr eigener Vorschlag. Ich hab für dich gesorgt, wie ich es versprochen habe. Von ihr hab ich nichts mehr gehört. All die Jahre nicht. Und jetzt auf einmal schreibt sie diese Postkarte.

Ich versuche meine Gedanken zu ordnen. Irgendwie, finde ich, ergibt das alles keinen Sinn.«

»Und wegen dieser Postkarte hast du beschlossen, mir endlich die Wahrheit zu sagen? Du glaubst also wirklich, dass sie kommt?«

Mein Vater sieht völlig erschöpft aus. Auch er hat ganz offensichtlich keinen Appetit mehr. Eine ganze Weile sitzt er da und brütet vor sich hin.

»Ich habe keine Ahnung«, sagt er schließlich. »Ich weiß nur eines: Dieser Frau ist eine Menge zuzutrauen.«

»Was ist das für ein Grab, an das du mich geschleppt hast?«

Sebastian schluckt. Aber ihm ist klar, die Zeit der Lügen und Ausflüchte ist endgültig vorbei.

»Irgendeines«, gesteht er schließlich. »Ich habe es zufällig entdeckt. Du hast mir keine Ruhe gelassen. Da habe ich dich einfach dorthin geführt.«

Eigentlich wusste ich das schon. Dennoch fühle ich weiterhin diese unsagbare Wut in mir wachsen. Erst vor ein paar Tagen habe ich Moosfarn auf das Grab gepflanzt, Selaginella, und jetzt, nach sechsundzwanzig Jahren, erfahre ich, dass es ein wildfremdes Grab ist?

Und ich sehe mich wieder dort stehen, ohne meinen Vater, wie alt war ich damals, elf, zwölf? Und da war eine ältere Dame, die Stiefmütterchen auf das Grab pflanzte. Was macht diese Frau am Grab meiner Mutter?, dachte ich. Aber ich war auch irgendwie gerührt, dass diese fremde Frau meiner Mutter Blumen brachte. Schließlich nahm ich allen Mut zusammen und sprach sie an.

»Haben Sie sie gekannt?«

Die Frau sah mich an und lächelte. Ihre erdigen Hände schwebten über den Stiefmütterchen.

»Ja, freilich«, sagte sie leise, »habe ich sie gekannt. Und du?«

Ich schüttelte den Kopf. Nein, ich hatte meine Mutter nicht gekannt. Und plötzlich hatte ich einen Kloß im Hals, drehte mich um und lief davon, und lange Zeit ging ich nicht mehr dorthin, auf den Hauptfriedhof, ans Grab mit dem Engel und dem verschlungenen Namenszug.

Auf dem Heimweg mache ich, ohne groß darüber nachzudenken, einen Umweg über den Hauptfriedhof. Ich stelle den Wagen ab und gehe den vertrauten Pfad, den ich, wie oft, gegangen bin, das erste Mal an der Hand meines Vaters, danach allein.

»Kommst du mal wieder mit mir?«, hab ich ihn gefragt. »Gehen wir zu Angelas Grab?«

Er lieferte mir lange Erklärungen, die ich als Kind nur halb verstand. Dass kein Sinn darin läge, Gräber zu

besuchen, er als Experte für alle Arten von Totenkulten sähe die Dinge anders als andere Menschen, der Ort, an den die Toten gebracht würden, hätte für ihn keine wahre Bedeutung, denn dort befände sich der geliebte Mensch schließlich nicht mehr. Ich glaubte doch nicht im Ernst, dass in diesem Erdloch meine Mutter sei, alles, was von ihr übrig war, sei verwittert und zerfallen, welchen Sinn könnte es haben, zu morschen Knochen zu pilgern, nein, er hielte nichts davon, und ich täte ebenfalls gut daran, es sein zu lassen.

Ich habe es versucht, eine ganze Weile lang. Aber dann bin ich doch wieder hingegangen, und wenn mein Vater auch Recht haben mochte, es hat mich getröstet, an diesem Grab zu stehen, und vielleicht war es mehr der Engel, denn ich dachte immer, er sei ein Abbild meiner Mutter.

Da ist er wieder, der verwitterte Stein, der Engel, der Namenszug. Und da ist die fremde Frau. Sie hält eine Hacke in der Hand. Ratlos betrachtet sie die Selaginella.

»Darf ich Sie etwas fragen?«, spreche ich sie an.

Die Frau fährt herum, sie hat mich nicht kommen hören. Dann strahlt sie mich an.

»Ja, freilich«, sagt sie. »Kommen's auch immer noch?«

»Heute zum letzten Mal«, sage ich.

»Ah so, wie schad. Ziehen Sie fort?«

Ich schüttle den Kopf.

»Wer ist sie ..., ich meine, wer war sie denn?«, frage ich.

»Die Angela?«

Die Frau stützt sich auf ihre Hacke und sieht mir von unten her ins Gesicht. Sie erinnert mich an Omi, und auch das tut heute unerwartet weh. Dann schaut die Frau aufs Grab, betrachtet die Selaginella.

»Sie war mein einziges Kind. Ja. Das war sie.«

Ich würde ihr gern sagen, dass die Selaginella rasch wachsen und einen wunderschönen Teppich wie aus Moos bilden wird, weich und hellgrün, ein Grund, der die



Stiefmütterchen erst richtig zum Leuchten bringt, aber ich schweige.

»Und ... wie ist sie gestorben?«, frage ich schließlich.

»Ein Unfall. Mit dem Auto. Ja. So war das.«

Eine Weile stehen wir so da. Dann zeigt die Frau auf den Moosfarn.

»Sie wissen nicht zufällig, was das ist? So ein Unkraut hab ich noch nie gesehn.«

»Es ist kein Unkraut«, sage ich. »Es heißt Selaginella und ist ein Moosfarn.«

Die Augen der Frau werden rund.

»Sie haben das gepflanzt, ach so.«

Ich nicke.

»Wie muss man den pflegen, den Moosfarn?«

»Regelmäßig gießen. Sonst nichts.«

»Ja so ..., gießen. So ist das ...«

Einen Moment ist sie ganz still.

»Ich habe Sie oft gesehen«, sagt sie dann, »hier auf dem Friedhof. Und hab mich gefragt, warum Sie wohl herkommen. Vielleicht gefällt dem Kind der Engel, hab ich gedacht, wer weiß.«

Ich nicke. Ja, der Engel. Auch ich hatte mich gefragt, wer die Frau war, hab meinem Vater eines Tages von ihr erzählt, »Da kommt immer eine Frau ans Grab, wer kann das sein?« »Das wird die Gärtnerin sein«, sagte er, und mir hat das eingeleuchtet, obwohl die Frau nicht aussah wie eine Gärtnerin, aber sie pflanzte Stiefmütterchen, das sprach dafür. »Können wir ihr nicht sagen«, habe ich ihm vorgeschlagen, »dass sie Farne pflanzen soll, Farne und Rosen, das würde mir besser gefallen«, aber da wurde er unerwartet streng: »Lass sie das machen, was sie für richtig hält, Stiefmütterchen oder Rosen, wo ist da der Unterschied?«

»Sie haben meine Angela für eine andere gehalten.«

Ich nicke. Die Augen der Frau bleiben erwartungsvoll auf mich gerichtet. Am liebsten würde ich davonlaufen. Wie

damals. Ich sehe auf den Grabstein, sehe den Engel, die geschwungenen Buchstaben unter dem Palmwedel.

»Meine Mutter«, sage ich dann. »Meine Mutter hieß auch Angela.«

»Sie ist gestorben, Ihre Mutter?«

Ich nicke wieder. Dann schüttle ich den Kopf. Die alte Frau zieht die Augenbrauen hoch, ist ganz Ohr.

»Alle haben gesagt, sie ist tot. Und jetzt schreibt sie plötzlich eine Postkarte.«

»Eine Postkarte?«

Die alte Frau lacht. Sie lacht aus vollem Herzen und hält sich an ihrer Hacke fest.

»Ja, so was«, gluckst sie, »eine Postkarte, die hat mir meine Angela noch nie geschrieben.«

Dann wird sie wieder ernst.

»Da können Sie aber froh und glücklich sein, dass Ihre Mutter noch lebt. Naja, hier bei den Toten werden Sie Ihre Mutter wohl nicht finden. Hier schreibt keiner mehr Postkarten. So viel steht fest.«

Ich sie finden?, denke ich, als ich nach Hause fahre.

Soll sie doch kommen, wenn ihr etwas daran liegt. Doch für den Rest des Tages, während ich geknickte Farnwedel schiene und kleinere und größere Amputationen vornehme, werde ich dieses Bild nicht mehr los: das Bild einer felsigen Küstenlandschaft mit viel stürmischem Himmel darüber.

## ZWEITES KAPITEL



*... in dem Gregor eine Erbschaft macht und mit einer  
Gewohnheit bricht*

Wie immer liegt das Kirchenschiff still in der Morgendämmerung, nur in einer der hinteren Glasnischen glimmt bereits Licht. Das ist diese Webdesignerin, die darum gebeten hat, früh anzufangen, damit sie ihr Kind mittags rechtzeitig aus der Krippe holen kann. Außer ihr ist nur meine Sekretärin Natascha so früh auf den Beinen. An diesem Morgen empfängt sie mich mit besorgtem Blick auf meine verpfändete Nase, den ich mit einem Kopfschütteln beantworte: Nein, heißt das. Ich bleibe dabei. Keine Anzeige. Auch wenn sie es verdient hätte, diese wildgewordene Gärtnerin.

»Deine Mutter«, sagt Natascha. »Sie wartet auf einen Rückruf.«

Ich betrete mein Büro. Zwei Minuten später bringt meine Sekretärin den Kaffee, wie jeden Morgen klein und schwarz, eine Sonderröstung aus meinem Spezialgeschäft, einen halben Löffel Zucker, nicht umgerührt. Der Anruf bei meiner Mutter hat Zeit. Alles hat Zeit. Die ersten dreißig Minuten sind heilig. Natascha weiß das und sorgt dafür, dass mich niemand stört.

Es ist diese halbe Stunde am Morgen, die mir die Kraft gibt, in den Turbulenzen des Tages meine Ziele nicht aus den Augen zu verlieren. Oft genug habe ich mit ansehen müssen, wie Kollegen ihre Träume und Ideale, ihre Kreativität und Begeisterungsfähigkeit in kürzester Zeit

abhanden kamen. Ausgebrannt und hohl hecheln sie sich selbst hinterher, bringen nichts Neues zustande, kopieren sich gegenseitig und selbst. Ich aber sehe mir jeden Morgen in aller Ruhe die Stadtansicht aus meinen vier Turmfenstern an, steige die Sprossen hinauf in den Dachstuhl und betrachte die Glocke. Ein Feng-Shui-Berater hat mich gewarnt: »Zu viele Balken über dem Kopf, noch dazu diese Masse aus Metall ...«, aber ich weiß es besser. Die Glocke hoch oben über mir ist genau das, was ich brauche. Jeden Morgen bewundere ich ihre schlichte Form, die Reinheit des Metalls, die Perfektion des Gusses. Als geballte Energie hängt sie so den ganzen Tag über meinem Kopf, still, ohne sich zu rühren. Jeden Morgen betrachte ich fasziniert den mächtigen Schlegel, entspannt hängt er im Glockenmund und scheint zu träumen. Er träumt von dem mächtigen Ton, den ich mit ihm anschlagen könnte, wann immer ich es wünsche. Dieser Ton ist immer da, dort, über mir, auch ohne zu erklingen, und er beflügelt mich mehr als alles andere.

An diesem Morgen jedoch werde ich das Gefühl einer fremden Gegenwart nicht los. Hier hat sie gestanden und sich umgesehen, beide Fäuste in die Hüfte gestemmt. Es gibt nicht viele Menschen, die sich so wenig beeindruckt zeigen von diesem Raum, nein, korrigiere ich mich, sie war bislang die Einzige, auf die meine Glocke nicht die geringste Wirkung zeigte. Kein Grund, sage ich mir streng, weitere Gedanken an sie zu verschwenden, schließlich gab es auch bis dato niemanden, der mir das Nasenbein brach, und sie kann von Glück reden, dass sie nichts weiter von dieser Sache davonträgt als meinen Scheck. Den ich außerdem noch sperren könnte. Aber ich werde es nicht tun. Auch wenn die Frage berechtigt ist: Wieso diese Großzügigkeit?

Ja, warum? Die Wahrheit ist, sie erinnert mich an jemanden. Nein: an etwas. Sie erinnert mich daran, wie es ist, am Anfang zu stehen. Ein Blick auf sie genügte, um das

zu erkennen. Ihre Jeans, das billige T-Shirt, der Haarschnitt. Und der Zorn in ihren Augen. Auch der war mir sonderbar vertraut, obgleich es lange her ist, dass ich diese Art von Zorn in meinem Leben zuließ. Wenn sich das heute vielleicht niemand mehr vorstellen kann, so kenne ich, Gregor Beer, durchaus diesen Zustand. Und darum werde ich den Scheck dieser Gärtnerin nicht sperren lassen. Soll sie doch glücklich werden damit.

»Dein Patenonkel ist gestorben«, sagt Natascha. »Deine Mutter bittet dich, zurückzurufen.«

Sie wirft mir einen scheuen Blick zu, weiß ganz genau, dass ich keine Beileidsbekundungen wünsche. Ich könnte sie leicht beruhigen. Diese Nachricht erschüttert mich nicht im Geringsten. Ich habe den Bruder meines Vaters, Gregor Beer, nach dem ich benannt wurde, kaum gekannt. Als Pate hat er nie viel hergemacht, meine Mutter spricht eher abfällig von ihm, ein Weltenbummler und sonderlicher Kauz, von dem man nie wusste, in welchem Teil der Welt er gerade unterwegs war. Seit ich denken kann, hat mein Onkel die Meere bereist, er war Kapitän und fuhr zur See, und da der Schwarzwald bekanntlich nicht am Meer liegt, sind wir uns selten begegnet. Ein einziges Mal bekamen mein Zwillingbruder Heinrich, der seinen Namen vom Bruder der Mutter hatte und demzufolge auch jenen Onkel zum Paten, und ich von Onkel Gregor ein Geschenk: zwei identische Kompassse, und schon diese Tatsache, wieder einmal etwas genau Identisches wie mein Bruder geschenkt zu bekommen, verdarb mir jede Freude. Heinrich und ich hatten nichts gemeinsam außer der niederträchtigen Ähnlichkeit, und dennoch oder wahrscheinlich deswegen schenkte man uns das Gleiche: Kleider, die sich höchstensfalls in der Farbe unterschieden, Spielsachen im Doppelpack, und jetzt eben auch diese Kompassse. Noch dazu von meinem Patenonkel, während

Onkel Heinrich niemals auf die Idee kam, auch mich zu den Festtagen zu beschenken, sondern stur die Goldmünzensammlung meines Bruders Jahr um Jahr vergrößerte, während ich leer ausging.

Wieso regt mich das überhaupt noch auf?, denke ich, während ich die Nummer meiner Eltern wähle und dann dem Wortschwall meiner Mutter lausche, die nichts Besseres weiß, als mir den Morgen mit ihrem Gerede über Testamente, die nicht da sind, und Beerdigungen, die nicht stattfinden, zu verderben.

Mein Onkel Gregor Beer ist also verstorben. Und irgendwann im Laufe dieses Morgens, während der Abnahme eines Werbespots, kommt mir für den Bruchteil einer Sekunde in den Sinn, dass, wer diese Traueranzeige in irgendeiner Zeitung lesen würde, denken könnte, es handle sich um mich. Ja, meine Fantasie spinnt in Sekundenschnelle diesen absurden Faden weiter, was wäre, wenn ich die Chance nützte, Gregor Beer sterben ließe, fortgehen und irgendwo anders eine neue Identität beginnen würde? Wieso Chance, widerspricht sofort mein praktischer Verstand, was würde ich denn anders machen?

»Nichts«, sage ich laut und begeben mich ins Besprechungszimmer zum nächsten Termin.

Ein paar Tage später finde ich bei meiner Post den Brief eines Notars aus der niederländischen Stadt, in der Onkel Gregor seit vielen Jahren gelebt hat. Ich werde aufgefordert, zur Testamentseröffnung persönlich zu erscheinen. Ich bitte Natascha, anzurufen und lasse ausrichten, dass es mir unmöglich ist, diesen Termin wahrzunehmen. Eine Stunde später ruft ein Anwalt zurück, der sich als Testamentsvollstrecker des verstorbenen Gregor Beer vorstellt und mir eröffnet, ich sei Alleinerbe meines Patenonkels.